Editorial

Autor(en): **Oertel, Lutz**

Objekttyp: **Preface**

Zeitschrift: **Bildungsforschung und Bildungspraxis : schweizerische Zeitschrift für Erziehungswissenschaft = Éducation et recherche : revue suisse des sciences de l'éducation = Educazione e ricerca : rivista svizzera di scienze dell'educazione**

Band (Jahr): **7 (1985)**

Heft 3

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Editorial

Vom bildungsbürgerlichen Kuppelbau der Universität Zürich führt eine breite Treppe hinab zur Zürcher Altstadt, gesäumt von Bäumen und Sträuchern der seitlich angrenzenden Gärten. Auf mehreren Treppenabsätzen laden Bänke zum Verweilen ein. Häufig und gern benutze ich diese Treppe — eine Idylle in der betriebsamen Stadt. Doch dieser Eindruck täuscht:

Kürzlich wählte ich wieder diesen Weg, um in die Altstadt zu gelangen. Dabei bemerkte ich flüchtig zwei Jugendliche in einer Nische, auf einer der Bänke sitzend, der eine die Spritze im Arm sich mit dem andern unterhaltend. Ich gehe weiter und tue so, als hätte ich nichts gesehen. Dabei habe ich es immer wieder gesehen, öffentlich, auf verschiedenen Plätzen in der Stadt. Wenige Stufen weiter unten fällt mir ein grosser Baum am Strassenrand auf, der — obwohl noch nicht Herbst — kahle Äste in den Himmel streckt, durch die hindurch der Turm der Predigerkirche zu sehen ist. Zwei zusammenfallende Beobachtungen, die wohl nicht nur zufällig in einem Zusammenhang stehen.

Ich gehe an den beiden Jungen vorbei. Aber was hätte ich denn tun können? Die jungen Leute ansprechen? Es ist meine Hilf- und Ratlosigkeit, die mich desto mehr bedrückt, je länger ich darüber nachdenke. Dieses Nachdenken hat nun einen zusätzlichen Anstoss erhalten durch die Tatsache, dass die vorliegende Nummer der Zeitschrift, deren hervorragendes Thema «Bildung» ist, Beiträge über die Situation der Jugendlichen veröffentlichen wollte. Im Jahr der Jugend hätte dies ja möglich sein sollen — aber es ist nicht gelungen.

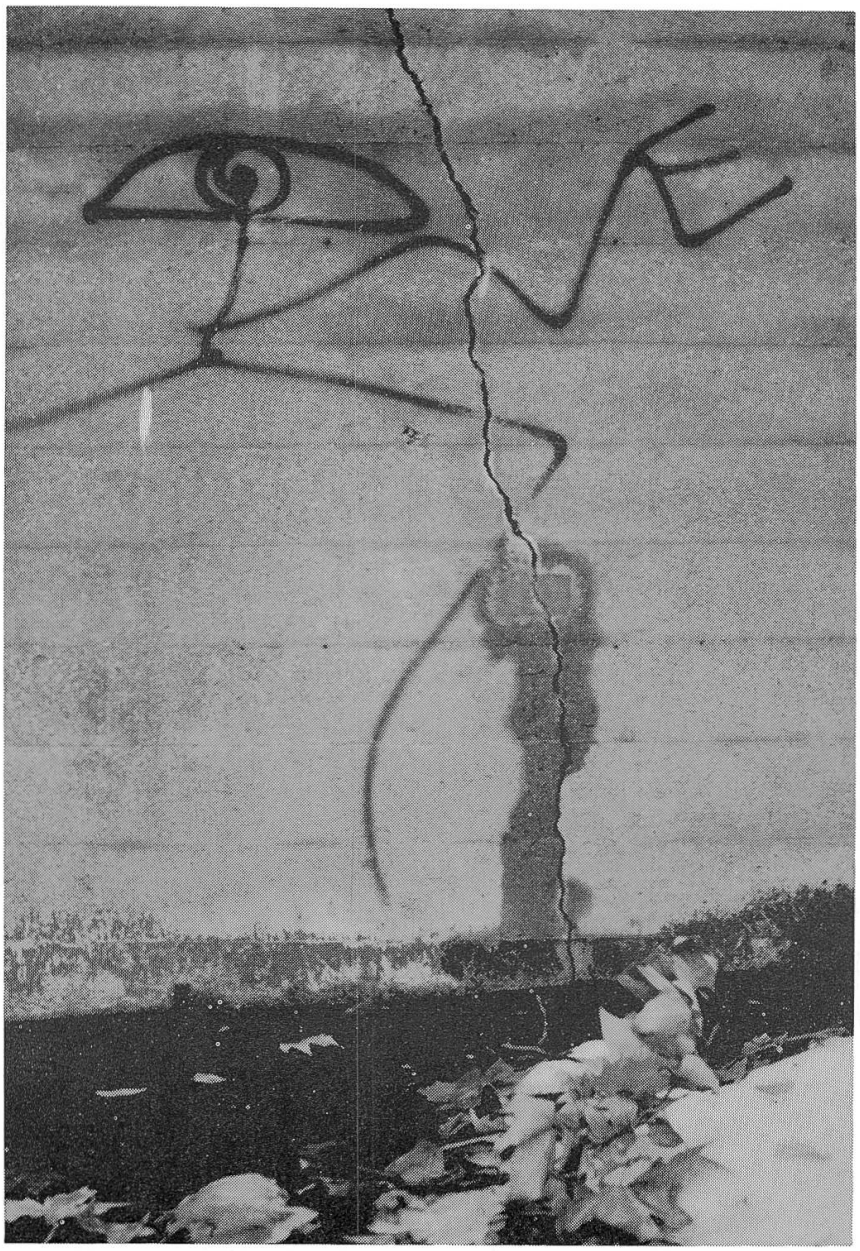
Warum nicht? Es sind doch erst fünf Jahre her, dass ein Teil der Jugend in Zürich — nicht nur dort, auch in andern grossen Städten innerhalb und ausserhalb der Schweiz — auf sich gewaltsam aufmerksam machte, in jenem denkwürdigen Jahr 1980, in dem das Zürcher Opernhaus zum Symbol jugendlichen Protests wurde. Damals ist einiges in Bewegung gekommen — vermutlich nicht in der intendierten Richtung, um die seit langem eine Kontroverse geführt und um die auch politisch gerungen wird. Auf der Suche nach geeigneten Massnahmen zur «Beruhigung» der randständigen Jugendlichen hat sich gegenüber Integrationsbemühungen und Problemmilderungen eine Ausgrenzungs- und Zersplitterungsstrategie durchgesetzt. Jugendliche Risikogruppen wurden u.a. mit rechtlichen Mitteln aus dem Erscheinungsbild unserer Wohn- und Geschäftszentren verdrängt. Gelegentlich setzen sie aber an Häuserwänden Zeichen, die ihre Existenz, aber auch ihr Wegtauchen andeuten. Möglicherweise lässt sich zurzeit kein anderer politischer Weg begehen, als die Probleme in Auffangstationen und

Krankenhäusern, in Jugendzentren und roten Fabriken zu versorgen; er führt jedoch nicht zum Ziel, wie sonst hätte ich die für viele Jugendliche typische Treppenszene beobachten können. Wo immer die Gründe — nicht die Anlässe — der Protestbewegung liegen mochten, sie betreffen Grundzüge unserer modernen Lebensgestaltung in allen Bereichen: Politik, Wirtschaft, Kultur, Bildung, Medien. Den in ihnen schlummernden Problemlagen werden keine Polizeieinsätze und kein Strafvollzug gerecht. Sie sind allenfalls der politische Ausdruck einer allgemeinen Unbeholfenheit, Ratlosigkeit und Abwehrhaltung, die sich subjektiv auch bei mir auf der Treppe bemerkbar macht.

So richtig die Analyse sein mag, dass die revoltierenden Jugendlichen, in dem sie Steine in die Schaufenster bürgerlicher Selbstgerechtigkeit warfen, gegen Wachstums- und Konsumdenken Barrikaden errichteten, jenes Aufbegehren wagten, das sich andere versagen müssen, um nicht die Grenze zur Gewalttätigkeit zu überschreiten. Jedenfalls liess der Übergang von symbolischer zur tätlichen Gewalt die Sprünge in unser normierten und rationalisierten Lebensform deutlich sichtbar werden.

So falsch wäre es sicherlich, eine oberflächliche Befriedung der jugendlichen Revolte als ausreichende Lösung des ganzen Problemfeldes zu betrachten. Daran konnten auch die Jugendkommissionen, die Thesen und Massnahmenvorschläge in die Welt setzten, wenig ändern. Sie arbeiteten stellvertretend für die aufbegehrende Jugend, ohne politisch wirksam zu werden. Vielerorts wurden sie nicht gehört und konnten die Politik der Problemisolation nicht verhindern. Bei allem was *über* die Gründe des jugendlichen Protests geschrieben und gesagt und was *für* die Jugendlichen getan wurde, gesellschaftlicher Raum für autonomes jugendliches Leben wurde nicht geschaffen.

Wir haben die Probleme — die eingestandenermassen oder nicht, auch die unsrigen sind — dort liegen gelassen, wo sie schon 1980 lagen. Das gilt auch für deren wissenschaftliche Aufarbeitung. Die katalytische Funktion des Aufruhrs wurde nicht genutzt. Zwar sind für die Jugendrevolte u.a. politiktheoretische, kulturtheoretische, soziologische und psychologische Erklärungsmuster angeboten worden — nicht zuletzt im Zusammenhang mit den Kommissionsarbeiten. Aber ich erinnere mich nicht an bildungstheoretische Arbeiten. Und so scheint es auch kein Zufall zu sein, dass die vorliegende Nummer nicht dem Thema «Jugend» gewidmet werden konnte. Wenn die Unruhe der Jugend die Bildungswissenschaftler in der Schweiz beunruhigt hätte, müsste doch in den letzten fünf Jahren eine wissenschaftliche Bearbeitung des Zusammenhanges von Bildung und Jugendprotest erfolgt sein. Oder bestehen in diesem Fall keine drängenden Fragen, zum Beispiel nach dem Anteil strukturbedingter Sozialisationseffekte an jugendlicher Fehlentwicklung? Zugegeben: damit wäre die gesamte Problemstellung auf einen Aspekt eingeengt, aber immerhin wäre das Problem überhaupt angefasst worden. Es scheint jedoch, als wollte sich niemand die (wissenschaftlichen) Finger an einem Forschungsgegenstand verbrennen, dessen politische Brisanz allzu deutlich war. Das ist für mich ebenso



bemerkenswert, wie mein Erlebnis auf der Universitätstreppe. Gründe für die Abstinenz der Bildungsforschung kann ich keine anbieten. Ich hege lediglich die Vermutung, mit einer wissenschaftlichen Problembearbeitung wären wir schliesslich aus der Rolle der Zaungäste gefallen und wir hätten den Dingen nicht mehr ihren Lauf lassen können. Vielleicht kapitulieren wir aber nur vor der ungemütlichen Tatsache, dass wir in einer Kultur und in gesellschaftlichen Strukturen leben, die menschliche Selbstzerstörung zulassen und auf eine Zerstörung der natürlichen Welt angelegt sind, deren Symbole ich in dem von mir beobachteten Fixer und dem absterbenden Baum sehe. In einer solchen Kultur scheint — nicht nur für viele Jugenliche — Selbsterhaltung bzw. Überleben zum handlungsweisenden Prinzip zu werden. Überlebensstrategien lassen aber wenig Raum für Bildungskonzeptionen.

Lutz Oertel